

Der zweite Teil des Buches umfasst eine Edition von Selbstzeugnissen, vor allem von Briefen von Amerika-Auswanderern, welche sich als Beilagen der Inventuren, Teilungen und Pflegerechnungen erhalten haben. Diese Transkripte von Wilfried Sprenger erlauben einen beeindruckenden Einblick in die persönlichen Schicksale der Auswanderer. Die zahlreichen Abbildungen der Archivalien erfolgen in der Regel in einer ausreichenden Größe, sodass ein Lesen des Originals ermöglicht ist.

Von besonderem Wert ist die Arbeit nicht nur für HistorikerInnen, sondern auch für genealogische AnfängerInnen, denen die Nutzungsmöglichkeiten von Archiven aufgewiesen werden und zugleich auch paläographische Hemmnisse aus dem Weg geräumt werden. Sie erhalten wissenschaftlich fundierte Informationen, welche in einer klar strukturierten Kürze anschaulich dargestellt und durch beispielhafte Quellen begreiflich gemacht werden. Gleichzeitig knüpft Konstantin Huber an gegenwärtige Diskussionen der Migrationsforschung an, wofür diese seriellen Quellen nachdrücklich eingebracht werden.

Eva Ilisch

Ann-Katrin FETT, Briefe aus dem Krieg. Die Feldpost als Quelle von 1914 bis 1918. Stuttgart: Kohlhammer 2021. 195 S. ISBN 978-3-17-036744-9. € 28,-

Seit die wissenschaftliche Forschung zum Ersten Weltkrieg vor etwa drei Jahrzehnten die Kriegserfahrungen einfacher Soldaten verstärkt in den Blick genommen hat, bildet die Feldpost eine wichtige und zahlreichen Studien zugrunde liegende Quellengattung. Bereits in den 1990er Jahren erschienen wegweisende Arbeiten zu dieser Überlieferung, so vor allem im Jahr 1997 das Buch „Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933“ von Bernd Ulrich.

Was ist angesichts der langjährigen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den Feldpostbriefen und Feldpostkarten des Ersten Weltkriegs von einer knapp 200 Seiten umfassenden Publikation zu diesem Thema zu erwarten? Ann-Katrin Fett legt keine Quellenkunde zur Feldpost vor, auch wenn der Untertitel des Buches dies vermuten lässt. Methodische Fragen der Quellenauswertung werden lediglich in der Einführung thematisiert. Im Mittelpunkt des schmalen Bandes steht der ambitionierte Versuch, unter Rückgriff auf gut tausend Feldpostbriefe und -karten und mit Hilfe des diskursanalytischen Ansatzes die „Entwicklung sprachlicher Diskurse“ während der Kriegszeit nachzuverfolgen (S.21). Die untersuchten Korrespondenzen stammen dabei aus – nicht näher bezeichneten – Privatsammlungen (S.20). Fett legt den Fokus „auf sprachliche Bilder, Metaphern, Euphemismen, Floskeln und Topoi“ (S.21). Die Briefe und Postkarten werden demzufolge, wie bei der Diskursanalyse üblich, nicht vorrangig als „persönliches Zeugnis einzelner Menschen“ aufgefasst, sondern dienen „als Indikator für kulturelle Entwicklungen“ (S.20). Der geografische Bezugsrahmen der Studie Fetts ist das Deutsche Reich, eine gruppenspezifische Eingrenzung findet nicht statt.

Bei der Analyse der Korrespondenzen geht Fett chronologisch vor. Für jedes Kriegsjahr werden die typischen Themen, die in den Briefwechseln behandelt werden, ermittelt und zentrale Argumentationsschemata und Sprachbilder herausgestellt. So firmiert beispielsweise das Jahr 1916 unter der Überschrift „Nerven“. Wichtige Themen der von Fett untersuchten Feldpost, die in dieser Phase des Krieges entstand, werden in den Abschnitten „Im Höllenkessel“, „Gestählte Nerven und trotzige Beschwörungen“, „Missstände und soziale Spannungen“, „Schlechte Friedensaussichten“, „Verlorene Jugend“, „Dissonanzen“

und „Weihnachten 1916“ abgehandelt. Die einzelnen Kapitel enthalten jeweils Briefzitate, die von der Autorin kommentiert und mit dem Kriegsverlauf in Beziehung gesetzt werden.

Die Ergebnisse, zu denen Fett auf der Grundlage ihrer Analysen gelangt, sind nicht nur im Abschnitt über das Jahr 1916 wenig überraschend. Die Untersuchung der tausend Briefe und Postkarten fördert kaum Entwicklungen oder Aspekte zutage, die der Weltkriegsforschung nicht bereits hinlänglich bekannt wären. Lediglich die Gewichtung und die zeitliche Einordnung einzelner Themen überraschen bisweilen.

Das Beispiel des Kriegsjahres 1916 verdeutlicht sehr eindrücklich die grundsätzliche methodische Problematik der von Fett betriebenen „Diskursanalyse“. Viele Themen, die in den von der Autorin ausgewerteten eintausend Schreiben im Jahr 1916 im Vordergrund standen, so etwa „Schlechte Friedensaussichten“ oder „Verlorene Jugend“, dürften in den geschätzten 28 Milliarden (!) Briefen und Postkarten, die von August 1914 bis November 1918 von der deutschen Feldpost zwischen Front und Heimat transportiert wurden, auch in anderen Kriegsjahren eine wichtige Rolle gespielt haben. Was sagt es also aus, dass in den tausend von Fett untersuchten Briefzeugnissen diese Aspekte des Kriegsgeschehens im Jahr 1916 ein großes Gewicht hatten? Von einer Repräsentativität der analysierten Korrespondenzen für die deutsche Gesellschaft im Weltkrieg wird man nicht ohne Weiteres ausgehen können.

Damit Fett zu wissenschaftlich validen Aussagen hätte gelangen können, wäre es zum mindesten notwendig gewesen, das ausgewertete Briefsample genau zu beschreiben und der „Diskursanalyse“ eine eingehende Analyse der Briefautoren/-innen nach sozialer Stellung, dienstlicher Funktion, Herkunftsregion, Alter, Geschlecht etc. voranzustellen. All dieses erfolgt jedoch nicht. Im Gegenteil. Das Buch Fetts enthält keinen wissenschaftlichen Apparat, eine Überprüfung der präsentierten Forschungsergebnisse ist daher nicht möglich. Der Fußnotenteil beschränkt sich auf die Nennung grundlegender Referenzwerke, zudem werden die zitierten Briefe in der Form „Verfasser – Datum“ ohne Erwähnung eines Verwahrsorts „nachgewiesen“. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang auch der „Abbildungsnachweis“ auf Seite 195: „Alle Abbildungen stammen von der Autorin“.

Vor diesem Hintergrund wäre es sinnvoll gewesen, Fett hätte ihr Buch als das deklariert, was es im Kern ist: eine flüssig geschriebene Einstiegslektüre für einen Leserkreis, der sich bisher noch nicht mit der Feldpost des Ersten Weltkriegs auseinandergesetzt hat und dem anhand ausgewählter Beispiele ein – durchaus facettenreicher – Einblick in den Quellenwert der Korrespondenzen geboten wird. Allerdings wäre auch ohne die Überhöhung der einführenden Publikation zur „Diskursanalyse“ ein Nachweis der jeweiligen Fundorte der ausgewerteten Briefe unabdingbar gewesen.

Wolfgang Mährle